

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 46 (1966-1967)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Zur Entwicklung des schweizerischen Lebensstandards im 19. und 20. Jahrhundert  
**Autor:** Siegenthaler, Jürg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-161868>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

unter Beizug der staatsrechtlichen Experten; denn die Députation, obwohl in sich wenig gefestigt, ist gegenwärtig der einzige Gesprächspartner von annehmbarer Repräsentativität, der sich Bern anbietet und der sich zugleich auf eine Lösung innerhalb des Kantons Bern festgelegt hat. Diesen Weg gilt es zunächst zu verfolgen, mit jener Sorgfalt und Umsicht, die in einem Porzellanladen angezeigt sind, in dem schon einige Scherben herumliegen, aber auch mit dem unbeugsamen Willen, unbeirrt durch alle Schwierigkeiten und durch das unvermeidbare Auf und Ab der Aussichten und Enttäuschungen ein Verhandlungsziel anzustreben und zu erreichen, das vor dem ganzen Jura, vor dem Kanton Bern und auch vor dem schweizerischen Staatsgedanken verantwortet und das auch politisch realisiert werden kann.

Zugleich aber muß die *kulturelle Isolierung* als ein echtes Problem anerkannt werden. Es ist eine Aufgabe der ganzen Schweiz, vor allem aber der französischsprachigen welschen Teile, alles in ihren Kräften liegende zu tun, um den Kulturaustausch des Juras mit den übrigen Teilen der Schweiz zu erleichtern und zu vermehren, damit das Gefühl nationaler Geborgenheit nicht erkaltet und auch das Bewußtsein erhalten bleibt, geschätzte und gesuchte Partner zu sein.

*Nach einem in der Volkshochschule Bern gehaltenen Vortrag.*

## Zur Entwicklung des schweizerischen Lebensstandards im 19. und 20. Jahrhundert

JÜRGEN SIEGENTHALER

Indexzahlen über Löhne und Preise, ja statistische Werte über die Lage der Volkswirtschaft oder einzelner Wirtschaftszweige ganz allgemein, sind heute oft Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. Es scheint deshalb lohnend, diesem besonderen Aspekt des politischen Geschehens eine kurze historische Rückschau zu widmen, wenn auch nur für einen Ausschnitt: Wie wurde die *Lage breiter Bevölkerungsschichten* im letzten Jahrhundert zu erfassen versucht und welche Konsequenzen hatten entsprechende *statistische Resultate*, besonders in der politischen Diskussion? Als Unterlagen dienten Materialien, die zum großen Teil von Professor Dr. Erich Gruner, Bern, für eine Gesamtdarstellung der schweizerischen Arbeiterbewegung gesammelt wurden.

### *Einleitung*

*Kuczynski* hat die verblüffende These aufgestellt, daß sich der Lebensstandard der Lohnarbeiter im 19. und 20. Jahrhundert fortschreitend verschlechtert habe und daß er auch heute noch absinke. Er kommt zu dieser Auffassung,

weil er das Lohnniveau der Arbeiter mit der Einkommenssituation der wirtschaftlich führenden Schichten (Unternehmer, Kapitalgeber) vergleicht. Deren Lage habe sich im Vergleich zu früher sehr stark verbessert, und zwar in einem viel größeren Maße als diejenige der Arbeitnehmer. Obschon diese ebenfalls einen höheren Lebensstandard erreicht hätten, sei das Verhältnis der Arbeiter- zu den Unternehmerlöhnen heute kleiner als ehemals. Der wirtschaftliche Aufschwung habe deshalb gesamthaft die Arbeitgeber über-, die Arbeitnehmer unterprivilegiert<sup>1</sup>. Im Gegensatz zu dieser Auffassung sind wir anhand der bestehenden Statistiken gewohnt, die spätestens im 20. Jahrhundert einsetzende massive Aufwärtsbewegung des Reallohns breiter Schichten als ausschlaggebend zu betrachten. So lauten die durch einen Vergleich der Lohn- mit der Preisentwicklung gewonnenen Indexzahlen für den Reallohn gelernter Arbeiter: 1913 = 100, 1961 = 237<sup>2</sup>. Das bedeutet, daß sich 1961 ein Arbeiter trotz gestiegener Preise mit seinem Lohn mehr als doppelt so viel kaufen konnte wie vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Wie dieses knappe Zahlenpaar weisen auch die Angaben der ausführlicheren Lohn- und Preisstatistik nach 1914 in die Richtung einer verbesserten Lebenshaltung. Dieser Aufschwung und andererseits die pessimistische Feststellung Kuczynskis wecken in uns die Frage nach den wirklichen *Lohn- und Preisentwicklungen vor allem im 19. Jahrhundert*. Können wir nicht, wie für das 20. Jahrhundert, auch für das vorangehende eine langsame Verbesserung der Lebensverhältnisse anhand verlässlicher Zahlen aufweisen? Oder müssen wir Kuczynski rechtgeben, der sich an *Lassalles* Argument zu halten scheint: «Jede Lage einer Klasse bemißt sich immer nur durch ihr Verhältnis zu der Lage der andern Klassen in derselben Zeit.»<sup>3</sup>

Die Frage läßt sich nicht in Kürze und nicht ganz eindeutig beantworten. Befassen wir uns etwas eingehender mit der Lebenshaltung im 19. Jahrhundert und den Versuchen, sie zu messen! Schon recht früh haben einzelne Forscher die Entwicklung der Löhne und Preise in verschiedenen europäischen Ländern festgehalten. *Von Tyszkę*<sup>4</sup> hat für das Frankreich des 19. Jahrhunderts errechnet, daß allgemein die Löhne stärker anstiegen als die Konsumgüterpreise und deshalb die Arbeiter in den Genuß einer Reallohnverbesserung kamen: sie konnten mit ihrem Verdienst eine größere Menge, bessere oder verschiedenartigere Güter konsumieren. Er gibt aber sogleich zu bedenken, «daß das Kulturniveau heute ein sehr beträchtlich höheres ist als vor hundert Jahren; ob aber im Durchschnitt der Einzelne heute ein besseres Auskommen hat als damals, dürfte sehr schwer zu entscheiden sein, denn dem freilich erheblich erhöhten Realeinkommen stehen Ausgaben anderer Art in nicht minderer Höhe gegenüber». Tatsächlich zeigt er denn auch am Beispiel der Kostgelder, daß der französische Arbeiter für seine auswärtige Verköstigung im gleichen Maße mehr bezahlen mußte als sein Lohn angestiegen war: der Kreis der Güter, die für ein gleich «standesgemäßes» Auskommen nötig schienen, hatte

sich erweitert<sup>5</sup>. Mit solchen Überlegungen tritt man nun aber auf wissenschaftlich nicht so leicht erfaßbares Gebiet, und es ist zu verstehen, daß andere Autoren doch lieber auf die Reallohnzahlen bauten. *Bowley* weist für Großbritannien von 1830 bis 1900 eine Reallohnsteigerung von 45 auf 100 Indexpunkte aus<sup>6</sup>, eine für Europa um so exzeptionellere Entwicklung, weil die Preise über Jahrzehnte hinweg stabil blieben und ab 1875 sogar sanken, ein sehr wichtiger Faktor in bezug auf Exportchancen und Arbeitsfrieden!

### *Erfassung des Lebensstandards in der Schweiz*

Diese Befunde lassen uns die Frage stellen, wie es in der *Schweiz* des 19. Jahrhunderts mit der Preis- und Lohnentwicklung und dem Lebenshaltungsniveau stand. Gab es einen kräftigen Aufschwung parallel zur raschen industriellen Entwicklung oder schmälernten Preishaussen und Lohnkürzungen die Lebenshaltung des Unselbständigerwerbenden? Wir können feststellen, daß schon recht früh Untersuchungen über diese Fragen eingesetzt haben, Arbeiten, die allerdings je nach Zeitabschnitt eine unterschiedliche Bedeutung hatten. In den vierziger Jahren wurden von französischen Wissenschaftlern zwei Arbeiten verfaßt, die innerhalb eines Gesamtrahmens auch die Lage schweizerischer Arbeiter zur Darstellung brachten. *Le Play* befaßte sich um die Jahrhundertmitte in größerem Zusammenhang mit den Genfer Arbeitern, vor allem solchen, die in der Uhrenbranche tätig waren<sup>7</sup>. Nicht verwunderlich ist, daß er fand, sie seien im allgemeinen recht gut gestellt; ihr Jahreslohn betrug damals ungefähr 1300 Franken, während ein durchschnittlicher Arbeiterlohn anderwärts nur etwa 350 Franken ausmachte. Die Nahrung dieser Arbeiter war vielseitig: Kaffee, Fleisch, Gemüse und Reis hatten in den täglichen Menus einen festen Platz. Ersparnisse sicherten vor Not und eine Gewerkschaftskasse ermöglichte es ihnen, bei den Arbeitgebern Lohnerhöhungen durchzusetzen. *Le Play* konnte deshalb feststellen, daß sich die Genfer Arbeiterschaft zu einem guten Teil im Übergangsstadium von der Arbeiterklasse zum Bürgertum befand. Ein anderer französischer Autor, *Villermé*, untersuchte international vergleichend die Situation der Arbeiter in der Baumwoll-, Woll- und Seidenindustrie, so auch diejenige der Seidenarbeiter im Zürichseegebiet<sup>8</sup>. Auch ihm erschienen die Schweizer Verhältnisse im Vergleich zu Frankreich paradiesisch: Saubere Wohnungen, friedliche Arbeitsgemeinschaften und eine ebenso hohe «Moralität» in der Stadt wie auf dem Lande ließen ihn ein positives Bild von der schweizerischen Lohnarbeiterschaft entwerfen.

Beide hier erwähnten Untersuchungen sind nun aber einseitig, weil sie nur besonders privilegierte Gebiete behandelten. Aus andern Berichten, wie demjenigen des Pfarrers *Erni* aus Kyburg, wissen wir indessen, wie es zur gleichen Zeit in den Gebieten der Weberei- und Spinnereiarbeiter bestellt war. «Man mache die Runde in vielen, sehr vielen Fabrikarbeiterfamilien: die

blassen, bleichfarbenen Gesichter der Alten; die Stupidität und Schläfrigkeit der für einen ganzen oder halben Tag in die Schulstube entronnenen Jungen; die Tatsache, daß sehr häusliche, sparsame Familien bei Fabrikbeschäftigung am Ende des Jahres noch gleich arm sind wie am Anfang ... »; « ... die Fabrikbevölkerung kämpft schon in der Gegenwart, das heißt bei den gegenwärtigen Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse einen traurigen, fast trostlosen Kampf ... <sup>9</sup>. »

Dabei müssen wir uns selbstverständlich bewußt sein, daß die Fabrikarbeit und die von ihr bedingten sozialen Verhältnisse auch an einem irgendwie gewählten Ausgangspunkt nie absolut betrachtet werden dürfen. Sie müssen vielmehr im Rahmen der gesamten Struktur der untern Schichten und im Vergleich mit früher herrschenden Zuständen gesehen werden. Allzulange haben wir nämlich die Fabrikarbeit mit einem idyllisierten Bild der *Heimarbeit* oder der Bauernarbeit konfrontiert und damit einer unzulässigen Schwarzweißmalerei Vorschub geleistet. Gewiß, in der Seidenheimarbeit der Zürichseegegend mochte jene glückliche Verbindung von Heimindustrie und bäuerlichem Gewerbe, welche ein relativ behagliches Dasein ermöglichte, anzutreffen sein. Aber die reinen Heimarbeitszentren, wie zum Beispiel das Zürcher Oberland, in denen das landwirtschaftliche Subsidiäreinkommen ganz oder fast ganz fehlte, zeigen uns ein weitaus düsteres Bild von den Lebensformen des «Vor-Maschinenzeitalters», als man bisher angenommen hat. Rudolf *Braun* schildert es in seinem Werk «Industrialisierung und Volksleben» in sehr drastischen Zügen<sup>10</sup>. Die Selbstbiographie Johann Jakob *Treichlers* orientiert uns über die Erwerbsverhältnisse eines Kleinbauern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Treichler schreibt, der Kornenertrag habe nicht ausgereicht für die Ernährung der Familie. Die Milch habe man nicht selbst trinken können, sondern habe sie verkauft; sie bildete den Hauptbestand der Bargeldeinnahmen. Auch die Schweine habe man versilbert. «Fleisch kam nie auf unsern Tisch. ... Unsere Hauptnahrung waren Kartoffeln, entweder gebraten oder in einer Wassersuppe gesotten oder vermischt mit Dörrobst als Brei serviert<sup>11</sup>. » Die Fabrikindustrie hat also das proletarische Elend nicht geschaffen, sondern nur sichtbar gemacht.

Bringt schon Ernis Bericht Vergleiche mit der gehobenen Stellung der Fabrikherren, so wird in späteren Jahren das Industriearbeiterproblem noch viel mehr zum Politikum. Damit wird eine zweite Folge von Untersuchungen eingeleitet. *Böhmert* faßt in seinem Werk von 1873<sup>12</sup> eine große Zahl von Einzelnenquaten und eigene Forschungsergebnisse zusammen. Er geht aus von der grundlegenden Wirtschaftsstruktur jener Zeit und zeigt dann alle Seiten der Arbeiterfrage: Lohnhöhe, Preisniveau, Arbeitsbedingungen in den Fabriken, Wohnverhältnisse, gewerkschaftliche Bestrebungen und Selbsthilfeeinrichtungen auf dem Gebiet der Sozialversicherung. Ist seine Arbeit methodisch noch nicht einheitlich, so sehen wir etwa bei den Familienbudget-



Untersuchungen *Duttweilers* und *Landolts* das Bestreben, über längere Zeitabschnitte hinweg präzise Lohndaten, Preise und Verbrauchszahlen aufzuzeichnen und die Befunde in die Diskussion zu bringen<sup>13</sup>. Als Statistiker sind sie darauf bedacht, die Lage der Arbeiterschaft in möglichst objektiven Daten darzustellen. Einen andern Aspekt beleuchtet der Staatsangestellte *Chatelanat* in der Schweizerischen Statistischen Zeitschrift<sup>14</sup>: die Besoldungen der Beamten und Angestellten haben mit der Teuerung bei weitem nicht schrittgehalten. Ein Kanzlist letzter Klasse sah zum Beispiel sein Einkommen von 1830 bis 1870 nur um 10% verbessert, während sich die Preise für notwendigste Bedarfsgüter um 40% erhöhten. Im Zeitabschnitt 1865/75 war dann, wie der Impuls Chatelanats und anderer beweist, der Punkt erreicht, wo diesem Vorgang, als «Verproletarisierung» wirtschaftlich abhängiger bürgerlicher Berufe verstanden, auch *politisch* ein Ende gesetzt werden sollte. Jener Zeitabschnitt zeigte deshalb auch in der staatlichen Besoldungspolitik ein bewegtes Bild. Die Bedeutung der Statistik hatte zugenommen; sie fand jetzt in die politischen Auseinandersetzungen Eingang. Chatelanat, als Sekretär des bernischen Statistischen Büros, setzte sich entschieden dafür ein, daß die Problematik vom Grundsätzlichen her zu beurteilen sei: «Es ist eine auffallende Thatsache, daß unsere Kenntnis der sozialen Zustände noch sehr im Dunkel liegt. Dies gilt auch in Bezug auf die Preis- und Lohnbewegung, resp. das Verhältnis zwischen Einkommen und Verbrauch, und doch liegt in dem richtigen Verhältnis beider Faktoren zueinander zum großen Theil das Schicksal der Menschheit...<sup>15</sup>» Fünfmal befaßt sich der bernische Große Rat zwischen 1846 und 1875 mit der Besoldungsfrage. Auch andere Autoren nahmen die damalige Nivellierung der Lebenshaltung nach unten wahr und führten sie nicht mehr nur auf individuelles, sondern auch auf Versagen im politischen Bereich zurück. So argumentiert *Schneeberger*, ebenfalls bernischer Staatsangestellter, daß die freie Entfaltung, die zum Beispiel den gewinnbringenden Käsereien gewährt werde, der Bevölkerung einen wesentlichen Teil der Ernährungsgrundlage entziehe. Der verbreitete Alkoholmißbrauch, die «Branntweinpest», sei eine Folge davon, und nicht, wie die Politiker noch allzu oft anführten, eine Ursache der sozialen Mißstände. Er fordert eine aktive Industriepolitik auch für den Kanton Bern<sup>16</sup>.

Durchaus auf der Linie, die vom individuellen Bewußtsein der Notlage zum kollektiv-politischen führte, liegt dann die dritte Art von Beiträgen zu unserem Problem: Untersuchungen über Löhne, Lebenskosten und Lebensstandard, die von *Verbänden* angestellt wurden. Kantonale Arbeitersekretariate und der Schweizerische Gewerbeverein, die Konsumvereine und der Bauernverband traten mit eigenen Erhebungen auf. Der VSK legte mit seiner Preisstatistik einen der Grundsteine zur offiziellen schweizerischen Erfassung der Lebenskosten<sup>17</sup>. Als ein Manifest tritt 1910 der Bericht des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes «Teuerung in der Schweiz» auf den Plan<sup>18</sup>. Er ist die

Antwort auf die Schutzzollpolitik, die im neuen Zollltarif von 1902 eine weitere Intensivierung erfahren hatte. «Wir haben seither in der Schweiz, wie in allen Ländern, die in Hochschutzzöllnerei machen, ... eine fast ununterbrochene Steigerung der Lebensmittelpreise, der Preise fast aller zur Existenz notwendigen Bedarfsartikel...<sup>19</sup>» Es bleibt aber nicht bei Stellungnahmen, sondern diese Ergebnisse werden Gegenstand politischer Auseinandersetzungen. So veröffentlicht der Schweizerische Bauernverband eine ausführliche statistische Untersuchung, die festhält, daß die Preissteigerungen bei den agrarischen Lebensmitteln keineswegs sehr massiv und größtenteils von den Zollsätzen unbeeinflusst seien<sup>20</sup>. Seitdem, besonders in den Kriegs- und den unmittelbaren Nachkriegsjahren, ist diese Diskussion um Verbesserung oder Schmälerung der Existenzgrundlage nicht mehr abgebrochen. Die Linie weist schließlich bis zu den Untersuchungen in der Gegenwart, wie zum Beispiel jener des SMUV von 1960, die den aktuellen Lebensstandard der Schweizer Arbeiter durch eine ausführliche Interview-Befragung zu eruieren suchte<sup>21</sup>. Diese sorgfältige und differenzierte Erhebung steht aber nicht mehr in einer den früheren ähnlichen Konfliktsituation drin. Wohl wird vermerkt, daß das Arbeitereinkommen verglichen mit demjenigen anderer Berufsschichten um einiges zu niedrig sei. Aber «die Klassenunterschiede verwischen sich beim Großteil des Volkes äußerlich immer mehr ...<sup>22</sup>». Aus der objektiven Feststellung der Lage entspringt nicht mehr direkt die politische Forderung. An die Stelle der politischen Diskussion um die *allgemeine* materielle Lebensgrundlage ist die Auseinandersetzung um den Index der Konsumgüterpreise im Zusammenhang mit Lohnforderungen getreten.

### *Preis- und Lohnentwicklung*

Wir haben gesehen, daß wir trotz Abwägen verschiedener psychologischer und sozialer Faktoren fürs erste einmal das Verhältnis der Löhne zum allgemeinen Preisniveau zugrunde legen müssen, wenn wir über den Lebensstandard im 19. Jahrhundert einen Anhaltspunkt erhalten möchten. Dieses Verhältnis haben wir durch Indexreihen aufzuzeigen versucht, die wir an dieser Stelle nicht vollständig wiedergeben wollen. Auch die Berechnungsgrundlagen seien hier nicht dargelegt<sup>23</sup>. Die Zahlenwerte zeigen, daß sich die *Preise* von 1840 bis 1914 durchschnittlich verdoppelt haben. Dabei gab es stabile Perioden bis 1850 und wiederum von 1870 bis 1880; 1855 bis 1860 und 1905 bis 1914 dagegen war der Preisanstieg ziemlich scharf (20, resp. 40 Indexpunkte bei 1840 = 100). Die *Löhne* stiegen im Zeitraum 1840—1914 um mehr als 300%, und zwar von 1855 an immer etwa gleich stark, außer in einer Zusammenbruchperiode von 1875 bis 1885<sup>24</sup>. Die Entwicklung des *Reallohns* (der Gütermenge, die für den Arbeitslohn zu jeweiligen Preisen gekauft werden konnte) zeigt, wie bei den Preisen, eine gesamte Steigerung um 100% an, nur daß sich

die Anstiege nicht gleich wie bei den Preisen verteilen: ab 1860 setzt der Reallohnanstieg ein und erreicht um 1875 bereits ein gewisses Maximum. 1875 bis 1885, 1890 bis 1895 und 1900 bis 1914 erfolgten immer wieder Einbußen an Reallohn. Im großen ganzen erscheinen so die letzten 40 Jahre des Zeitraums als die unsichersten.

Soweit die Zahlen, nach denen wir auch heute die Lage in der Lebenshaltung zu beurteilen gewohnt sind. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die wesentliche Voraussetzung von Indexreihen ist, daß das Güterbündel, dessen Preisveränderungen registriert werden sollen, aus Vergleichsgründen stets dasselbe bleiben muß. Ähnliches ist von den Arbeiterkategorien und den Branchen, aus denen man die Löhne erfaßt, zu sagen. Sich besonders stark wandelnden Zeitabschnitten wie dem 19. Jahrhundert wird man durch diese Voraussetzung wenig gerecht. Gerade auch die Feststellungen und Klagen über die sozialen Verhältnisse der unteren Schichten im 19. Jahrhundert stellen uns deshalb die Aufgabe, der Sache auf den Grund zu gehen, das heißt nicht an der Reallohnentwicklung hängen zu bleiben, die uns erfreulicherweise eine zweifache Besserstellung der Lohnarbeiterfamilie auszuweisen scheint.

Eine erste Wandlung, die nicht in puren Indexwerten einzufangen ist, ist diejenige vom Familien- zum Einzellohn. Bis weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus waren die Arbeiterlöhne im Verhältnis zum Preisniveau so gering, daß eine Familie nur existieren konnte, wenn Mann, Frau und Kinder mitverdienen halfen. Jahresausgaben einer sechsköpfigen Familie von ungefähr 1400 Franken standen Männer-, Frauen- und Kinderlöhne von 520, 340, resp. 270 Franken gegenüber, wenn wir die Textilindustrie um 1870 als Beispiel wählen. So ist es erklärlich, daß der Hunger erst verscheucht war, wenn vier bis sechs Familienmitglieder ihren Verdienst zusammenlegen konnten. Eine Konsequenz dieser unumgänglichen gemeinsamen Erarbeitung des Lebensunterhalts äußerte sich mit voller Schärfe in den Jahren um 1870—1877. Als die Fabrikgesetzgebung vor allem für die Frauen- und Kinderarbeit Einschränkungen brachte, gehörten die Fabrikarbeiter zu einem großen Teil zu den Gegnern solcher Bestimmungen. Sie waren auf den Familienlohn angewiesen. Die Gesetzgebung brachte ihnen vorerst nur eine drastische Einschränkung der Existenzgrundlage<sup>25</sup>. Zusehends verbesserte sich allerdings gegen 1914 zu das Verhältnis zwischen dem Lohn des Familienvorstandes und den Lebenskosten: unter Umständen konnte gegen Ende der Periode ein Arbeiter allein für die ganze Familie aufkommen<sup>26</sup>. Darin haben wir wohl einen Hauptinhalt der Reallohnsteigerung zu sehen, jedenfalls eher als in einer bloß quantitativen Ausweitung des Konsums.

Weitere Verschiebungen in der Existenzgrundlage brachte die immer stärkere Verlagerung auf reine Fabrikarbeit. Immer seltener kam es vor, daß Arbeiterfamilien noch ein Gütchen bewirtschafteten, das eine gewisse Ernährungsgrundlage lieferte. Mit dem Verschwinden gewisser Heimarbeitsbranchen



oder — je nach Gebiet und Konzentration der Fabrikationsstätten — der Tatsache, daß in vielen Fällen nicht mehr mit Fabrik- *und* landwirtschaftlichem Einkommen gerechnet werden konnte, entstanden viel härtere Abhängigkeiten.

### *Wandlungen der Verbrauchsstruktur*

Lebensstandarderhöhung bedeutet vorwiegend *Umstrukturierung* der Lebenshaltung, nicht unbedingt aber auf allen Gebieten. Betrachten wir etwa die Arbeitermenüs: «Kartoffeln, Mehlsuppe», «Kartoffeln, etwas Brot, Mehlsuppe, Zichorienkaffee», «Kaffee, Käse und Brot, etwas Gemüse», «Milch, Brot, Rösti», so lauten die Speisezetteln sowohl 1834 wie 1848, 1872, resp. 1892<sup>27</sup>. Noch 1869 konnte sich ein Basler Bandweber bei seinem Lohn nur eine Portion Suppe pro Tag als Nahrung leisten<sup>28</sup>. Eine bescheidene Veränderung ergibt sich nach 1880 etwa durch das Aufkommen von Teigwaren, Suppen- und andern Konserven. Keineswegs aber dürfen wir uns vorstellen, daß im 19. Jahrhundert der Tisch des Arbeiters sich wesentlich bereichert oder daß zum Beispiel das Fleisch je einen namhaften Platz eingenommen hätte. Damit erhellt auch, daß es fragwürdig ist, den Stundenlohn eines Arbeiters mit den Preisen einzelner Güter wie Brot, Rindfleisch und Butter zu vergleichen, wie es *Hauser* tut<sup>29</sup>. Diese Gegenüberstellung ist allzu untypisch für den Konsum der untern Schichten, ganz abgesehen davon, daß Stundenlohnerhöhungen zum Teil auf das Konto der Arbeitszeitverkürzung gingen, die oft den Arbeiter jahreseinkommensmäßig nicht besser-, in gewissen Fällen sogar schlechter stellten.

Die Frage nach den Verbesserungen des Lebensstandards müssen wir vor allem durch Hinweise auf *qualitative* Veränderungen zu beantworten versuchen. Denken wir etwa an die Wohnungen! Während bei *Braun*<sup>30</sup> um 1860 von Industriesiedlungen festgestellt wird, daß man nur in zwei Fällen Wohnungen angetroffen habe, in denen nicht mehr als zwei Familien ein gemeinsames Zimmer benützten, wissen wir durch spätere zusammenfassende Berichte — etwa durch *Böhmert* —, daß sich vielerorts Genossenschaften bildeten, um der Wohnungsmisere zu begegnen. Schuler führt im Fabrikbericht für 1880 an, daß 34 Fabriken (sie bildeten eine kleine Minderheit) zusammen 690 Arbeiterwohnungen für die Belegschaft erstellt hatten<sup>31</sup>. Es bedeutete eine merkliche Hebung des Lebensstandards, wenn Arbeiterfamilien in die — heute so sehr geschmähten — Mietskasernen ziehen konnten. Damit waren verständlicherweise auch höhere Beleuchtungs- und Heizungskosten verbunden. Die Kleidungsgewohnheiten wurden ebenfalls anspruchsvoller und bedeuteten eine weitere quantitativ schwer erfaßbare Wandlung. Das Bedürfnis nach Lektüre und andere minimale kulturelle Interessen wurden stärker befriedigt; kurz, eine Umstrukturierung in der Lebenshaltung trat ein, die durchaus real war,

nicht aber in Richtung einer Fülle, einer Bereicherung bisheriger «Genüsse» ging, sondern in jene einer Ausweitung auf neue Konsumgewohnheiten.

Solche Wandlungen können wir an zeitlich weit auseinanderliegenden Kostenzusammenstellungen aus Arbeiterhaushalten deutlich ablesen. Es geschieht das anhand der Ausgabenanteile, die zum Beispiel die einzelnen *Nahrungsmittel* beanspruchen. Diese Kostenanteile stehen für die verschiedenen *Warenkörbe*. Vollständige und dementsprechend vergleichbare Budgets sind allerdings vor 1875 sehr selten. Es bleibt uns nur der Vergleich einzelner Nahrungsmittelposten<sup>32</sup>.

- Für *Brot* wurden in frühen Haushaltrechnungen bisweilen 25—40% der Nahrungsmittelausgaben verwendet. 1960 sind es noch 5%.
- *Kartoffeln* beanspruchten je nach Selbstversorgungslage 5—30% des Haushaltgeldes; 1960 noch 2,2%.
- *Obst und Gemüse* werden früher meistens gar nicht erwähnt. Sie kamen entweder aus der Selbstversorgung oder wurden, unter anderen Erwerbsbedingungen, gar nicht konsumiert. Heute machen sie 15% der Ausgaben aus.
- Die Sammelkategorie *Spezereien und Übriges* dürfte im 19. Jahrhundert lange Zeit nicht über 10% betragen haben. 1960 war sie auf 25,6% angewachsen. Hier traten im Verlauf der Jahrzehnte immer mehr neuartige Nahrungs- und Genußmittel auf: Teigwaren, Reis, Kaffee, Fette sowie besonders Konserven aller Art.

Diese zahlenmäßig erfaßbaren Merkmale einer Umstrukturierung in der Lebenshaltung rufen direkt nach weiterer Abklärung<sup>33</sup>. Unzählige Beziehungen zu den Umweltsverhältnissen, zu technischen Neuerungen, welche Produktivitätssteigerungen ermöglichten, zu den oberen Schichten (der Nachahmungseffekt) usf. müßten noch geklärt werden, wozu hier der Raum und noch immer sehr viele Daten und Methoden fehlen. Wenn wir dies alles im Auge behalten, wird es richtig sein, zu behaupten, daß man den jeweiligen Lebensstandard nur mit demjenigen eines früheren Zeitpunkts vergleichen könne, wenn man die Relationen zur wirtschaftlichen und sozialen Umwelt herstelle. Nur wird es kaum so einfach sein, ihn nur zu den Einkommen der Oberschicht, zur Kapitalakkumulation oder einem andern Einzelwert in Beziehung zu setzen, wie es *Kuczynski* tut.

Die Erfassung des Lebensstandards leidet darunter, daß wir nicht genügend einkalkulieren können, welche Wirkungen die Krisen auf ihn hatten. Da das Einkommen des Mannes sich noch lange an der Einkommensgrenze des Existenzminimums bewegte, so bedeuten Lohnsenkungen oder Arbeitszeitreduktionen oder gar Arbeitslosigkeit jedes Mal bittere Not. Im Index treten diese Fälle aber nicht immer in Erscheinung. Die Auswege waren nicht groß: Einschränkung des eben erworbenen Kulturbedarfs, Einschaltung der Frau

in den Arbeitsprozeß, was aber bei Krisenlagen nur schwer möglich war. Solche Krisenfolgen erklären uns, warum Einkommensschrumpfungen oft als schwerwiegend empfunden wurden, auch wenn sie längst nicht auf das frühere tiefe Lebenshaltungsniveau zurückführten.

Der aktuelle Lebensstandard wurde eben subjektiv immer auf die jüngste Vergangenheit bezogen und nicht wie beim Index in bezug auf einen festen Ausgangspunkt registriert. «Was man früher für einen Franken haben konnte, kostet gegenwärtig das Doppelte und Dreifache<sup>34</sup>.» Diese Klage ist nicht richtig, wenn man sie auf einzelne Waren bezieht, sie trifft aber zu, wenn wir den dazugekommenen Mehrkonsum betrachten: eine heutige «angemessene» Lebenshaltung — so müßte eigentlich dieser Lohnempfänger sagen — kostet das Doppelte und Dreifache. Solche subjektiven Komponenten des Lebensstandards treten besonders auch in neueren Untersuchungen hervor und vermitteln ein vielseitigeres Bild. So gaben in der Befragung des SMUV von 1960 67% der Befragten an, mit ihrer Wohnung zufrieden zu sein (24% waren Hauseigentümer!), 70% der befragten Mieter fanden ihre Miete normal. 54% taten ganz allgemein ihre Zufriedenheit mit dem gewählten Beruf kund<sup>35</sup>. All diese Aspekte sind für den umfassenden Begriff des Lebensstandards von großer Bedeutung; sie können durch bloße Indexwerte aber nicht erfaßt werden.

### *Soziale und politische Zusammenhänge*

Mit diesen Ergänzungen haben wir versucht, das Bild von der materiellen Besserstellung des Arbeiters etwas zu differenzieren. Dies ist nötig, um zu verstehen, wie im Zeitablauf immer wieder Notsituationen entstanden, die soziale und politische Konsequenzen hatten. Rückten in Zeiten hoher Konjunktur die Löhne relativ leicht den steigenden Preisen nach oder überholten sie sogar, so waren es die Flauten, die immer stärker soziale und politische Unrast heraufbeschworen. Wie wir anfangs bei der Aufzählung verschiedener Autoren vermerkten, begann schon im 19. Jahrhundert der Lebensstandard zum Politikum zu werden. Die früher häufige stumpfe Resignation wurde überwunden, und zwar nicht nur bei der Arbeiterschaft, sondern in weiteren Kreisen: «Jeder, der heutigen Tages von der Hand in den Mund leben muß, ohne bares Vermögen oder rentables Eigentum zu besitzen, von seiner täglichen Arbeit, seinem Gehalte, seinen knapp zugemessenen Sporteln, seinem Engagement und dergleichen existieren soll, der ist ein Proletarier<sup>36</sup>.» Selbst Akademiker (wie *Schneeberger* in Bern) fühlen nun das Ungenügen ihrer Entlohnung in einem Zeitraum, in dem die Preise rascher stiegen als die Löhne der Staatsangestellten. *Schneeberger* fühlt sich als Abhängiger gegenüber dem leichten Erwerb der Unternehmer benachteiligt. *Freudiger*, Chef des bernischen

Statistischen Büros, schrieb: «Ähnlich dem Kampf gegen Habsburg und dem religiösen Zwist in der Schweizergeschichte gilt es heute dem Kampf zwischen Arm und Reich Herr zu werden<sup>37</sup>.» Die demokratisch-radikale Opposition gegen die Bank-, Bahn- und Industrierherren in der demokratischen Bewegung von 1866 bis 1870 und in der darauffolgenden Revisionsbewegung trägt unverkennbar auch soziale Züge, oder vielmehr umgekehrt wurden soziale Gegensätze Vehikel der Politik.

Schrieb ein Arbeiter um 1870 noch, daß es die Aufgabe der Gelehrten sei, den «Geldadel» der Fabrikanten anzugreifen, so tönt es 1910 anders: «Wer dafür ist, dieses Übel (die Teuerung) mitsamt der Wurzel auszurotten, der muß sich wohl oder übel dazu verstehen, den Kampf gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung aufzunehmen<sup>38</sup>.» Dieser Kampf hatte aus der Sicht der Arbeiterschaft erst begonnen und war noch auszufechten. Wir wissen, daß sich diese Situation im Ersten Weltkrieg wiederholt hat. Die unvorhergesehene Teuerung von 1914 bis 1918<sup>39</sup>, die nur eine Fortsetzung der schon vorher einsetzenden war, führte ja 1918 selbst die Bankangestellten, also Angehörige des neuen Mittelstandes, soweit, daß sie zum Mittel des Streiks griffen. Die politische Rolle des Lebensstandards war bedeutungsvoll für die Entwicklung der Sozialdemokratie. Die Teuerungsschrift von 1910<sup>40</sup> lieferte Tatsachenmaterial auf breiter Basis. Die Teuerung, welche außer den Arbeiter auch andere, keineswegs klassenbewußte Sozialschichten traf (eben Angestellte usw.), erweckte bei den marxistisch eingestellten Sozialdemokraten den Eindruck, die Proletarisierungs- und Verelendungstheorie von Marx bewahrheitete sich und der Moment sei nahe herbeigekommen, wo die ungeheure Mehrheit die Macht ergreifen könne. Auf diese Weise stand die Erfassung des Lebensstandards also im Dienst der sozialen Revolution, wie sie damals mit der Waffe des Massenstreiks durchgeführt werden sollte (Landesstreik 1918).

### *Schlußbemerkungen*

Die Aufweisung solcher Zusammenhänge zwischen Ereignissen und wirtschaftlich-gesellschaftlichen Hintergründen ist letztlich das Ziel der Sozialgeschichte. Je fundierter deshalb die Angaben über Arbeitszeit, Löhne, Preise und die Gestaltung des täglichen Lebens der Arbeiter sind, desto zuverlässiger sind unsere Erkenntnisse. Außer auf bereits bestehende Berichte und Enqueten kann man sich zusätzlich auf noch bestehendes unausgewertetes *Primärmaterial* stützen. Wie es ausländische Untersuchungen gezeigt haben, lagern zuweilen in öffentlichen und privat-gemeinnützigen Anstalten (Spitälern, Kinderheimen, Erziehungs-, Verpflegungs- und Altersanstalten usw.) alte Abrechnungen und Notizen, die uns die fehlende Statistik ansatzweise ersetzen. In den Büchern des Erziehungsheimes Bächtelen in Wabern, das in den Jahren nach 1830 von



einer gemeinnützigen Organisation gegründet worden war, fanden wir solche Angaben. Neben den Preisen für die Grundnahrungsmittel erhielten wir auch Hinweise auf die Art der damals (zirka 1840) gebräuchlichen Haushaltsgüter: Wachskerzen, Lampenöl, «rystigen Zwillig» für Kleider, Holzschuhe; später Steinkohlen, Petrol usf. Aus Eintragungen in den Kassabüchern sind auch Angaben über Holzer-, Fuhr- und Störlöhne sowie Reisespesen zu entnehmen; dabei sind Höhe *und* Relationen von Interesse: «dem Ruedi einen Zahn brechen» kostete um 1845 30 Rappen, ein Landarbeitertaglohn war auf 50 Rappen bemessen. Diese Beispiele mögen zeigen, wie wertvoll solche Aufschreibungen sind, besonders wenn sie in größerer Zahl und von verschiedenen Orten zur Verfügung stehen. Nur zu oft wird aber bei baulichen Erneuerungen solches Material als Altstoff vernichtet. Ähnliches gilt für Archive von Industrieunternehmen. Es ist anzunehmen, daß in den vielen über hundertjährigen Unternehmungen unseres Landes noch Dokumente lagern, die zum Zwecke, die Lohnentwicklung noch vollständiger zu erfassen, von großem Wert sind. Ein anderer Teil von ergiebigen Quellen sind die Zeitungen. Blätter wie die «Zürcher Freitagszeitung» geben zwar nur Marktberichte über Getreidepreise heraus, doch greift man zum «Berner Intelligenzblatt», findet man darin immerhin wöchentliche Marktberichte über eine ganze Reihe von Lebensmitteln. Überaus ergiebig sind Organe, die sowohl amtliches Publikationsmittel wie Werbeträger sind — die Unterschiede sind hier lokal sehr groß —, so etwa das «Feuille d'Avis de Genève», das ab 1820 Anzeigen und schüchterne «Reklameinserate» enthält, denen man Kaffee-, Zucker-, Kleider-, Möbel- und Wohnungspreise nebst denjenigen für die einfacheren Lebensmittel entnehmen kann. Auf dem Gebiet der Textilien vor allem sind die frühen Warenhauskataloge eine Fundgrube; wiederum sind sowohl Preisdaten wie Hinweise auf die Breite des Sortiments, die Modewandlungen, die Verkaufsmethoden usw. interessant.

Recht groß ist also die Zahl der Daten, die wir zu einer noch gründlicheren Analyse heranziehen könnten. Das Material harret aber der Aufbereitung. Es ist schon wertvoll, wenn Bestände alten Quellenmaterials aufgestöbert und vor der Vernichtung bewahrt werden; zudem bedürfte es einer systematischen Bearbeitung. Man käme dann auch in unserm Land dem Ziel etwas näher, das der französische Wirtschaftshistoriker *Chabert* ins Zentrum seiner Arbeit stellte: die Erkenntnis des Sozialen hinter dem Ökonomischen, indem empirisches Untersuchungsmaterial zur Deutung herangezogen wird. Anders bleibe die Interpretation des sozialen Geschehens gerne ein Erzählen von «faits typiques, choisis de chic»<sup>41</sup>.

<sup>1</sup> J. Kuczynski, *Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Industriekapitalismus*, Berlin 1947ff. <sup>2</sup>Vgl. E. Ackermann, *Sechs Jahrzehnte. Wandlungen der Lebenshaltung und der Lebenskosten seit der Jahrhundertwende*, Zürich 1963, S. 30. <sup>3</sup>F. Lassalle, *Offenes Antwort-*



schreiben, in: Aus seinen Reden und Schriften, Wien 1964, S. 116. <sup>4</sup>C. von Tyszkä, Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im 19. Jahrhundert, München-Leipzig 1914, S. 63 ff. <sup>5</sup>C. von Tyszkä, a.a.O., S. 65 f. <sup>6</sup>A. L. Bowley, National Progress in Wealth and Trade, London 1904. <sup>7</sup>F. Le Play, Les ouvriers européens de l'occident, 2. Auflage, Tours 1878. <sup>8</sup>M. Villermé, Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie, Paris 1840. <sup>9</sup>R. Braun, Industrialisierung und Volksleben, Zürich 1960 (zit. aus den Armenberichten von Kyburg). <sup>10</sup>R. Braun, a.a.O. <sup>11</sup>J. J. Treichler, Ein Lebensbild, von W. Klinke und I. Keller, Zürich 1947, S. 11 f. <sup>12</sup>V. Böhmert, Arbeiterverhältnisse und Fabrikeinrichtungen in der Schweiz, Zürich 1873. <sup>13</sup>M. Duttweiler, Eine Züricher Wirtschaftsrechnung von 1883—1910, Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften, 71. Jg., 1915, Heft 1, S. 84; C. Landolt, Zehn Basler Haushaltungen, Schweizerische Statistische Zeitschrift, 1891, Nr. 3. <sup>14</sup>A. Chatelanat, Lebensvertheuerung und Staatsdienerbesoldungen, in der Schweiz, Schweizerische Statistische Zeitschrift, 1873, Nr. 1. <sup>15</sup>Chatelanat, a.a.O., S. 1. <sup>16</sup>J. F. Schneeberger, Die Ernährung des Volkes, mit besonderer Berücksichtigung der arbeitenden und niederen Klassen, Bern 1867. <sup>17</sup>J. Lorenz, Detailpreise der Konsumvereine, VSK, Basel 1912/18. <sup>18</sup>Schweizerischer Gewerkschaftsbund, Teuerung in der Schweiz. Beiträge zur Illustration der gegenwärtigen Lage der Lohnarbeiter, Bern 1910. <sup>19</sup>Schweizerischer Gewerkschaftsbund, a.a.O., S. 4. <sup>20</sup>Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariates, 1908, Nr. 35. <sup>21</sup>E. Hug, Eine Untersuchung über den Lebensstandard der Metall- und Uhrenarbeiterfamilien, Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeiter-Verband, Bern 1960. <sup>22</sup>E. Hug, a.a.O., S. 42. <sup>23</sup>Beides ist dargestellt bei J. Siegenthaler, Zum Lebensstandard schweizerischer Arbeiter im 19. Jahrhundert, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 1965, Heft 4, S. 426 ff. <sup>24</sup>Da für die Berechnung Fünfjahresdurchschnitte gewählt wurden, kann die zeitliche Abgrenzung der Phasen nur sehr grob erfolgen. <sup>25</sup>Ausführlich behandelt sind diese Zusammenhänge bei E. Gruner, Die Stellung des Schweizer Arbeiters in Fabrik und Familie während des 19. Jahrhunderts, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Band 15, 1965, Heft 3. <sup>26</sup>Was nicht bedeutet, daß die Mitarbeit der Ehefrau bei besseren Lohnverhältnissen überhaupt verschwindet. Die Untersuchung des SMUV weist nach, daß in 42% der Fälle noch Mitverdienst der Frau vorkommt (S. 16). Er dient heute in vielen Fällen der Standarderhöhung über das Lebensnotwendigste hinaus (Vergrößerung des Wahlbedarfsanteils). <sup>27</sup>Menuangaben aus verschiedensten Einzelquellen. <sup>28</sup>Aus einem Brief Joseph Freys, Präsident der Sektion der IAA Basel, an Joh. Philipp Becker; im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. <sup>29</sup>A. Hauser, Zur Lebenshaltung schweizerischer Familien um 1914, NZZ Nr. 3166/68, 26. Juli 1964. <sup>30</sup>R. Braun, a.a.O., S. 169. <sup>31</sup>F. Schuler, Fabrikbericht 1880. <sup>32</sup>Aus einer größeren Anzahl Quellen verschiedener Herkunft, u.a. V. Böhmert, a.a.O.; M. Villermé, a.a.O.; A. Chatelanat, a.a.O.; E. Notz, Die säkulare Entwicklung der Kaufkraft des Geldes, Jena 1925; Tagwacht, 1872 ff.; Kongreßprotokoll 1876 des Allgemeinen Schweizerischen Arbeiterbundes. Das zum Vergleich herangezogene Durchschnittsbudget von 1960 entstammt der «Volkswirtschaft», 1961, Heft 12, S. 513. <sup>33</sup>So auch der Vergleich der globalen Budgets. In der Zusammenstellung des Arbeiterbundes von 1876 werden 60% Nahrungsausgaben nachgewiesen, für 1960 47%; 1876 beträgt der Wahlbedarf 4% aller Ausgaben, 1960 24%. <sup>34</sup>J. F. Schneeberger, a.a.O., S. 160. <sup>35</sup>E. Hug, a.a.O., S. 16 ff. <sup>36</sup>J. F. Schneeberger, a.a.O., S. 159. <sup>37</sup>H. Freudiger, Die ökonomischen Lebensbedingungen in der Schweiz. Ein Beitrag zur Frage der Teuerung der Lebenshaltung 1800—1880, resp. 1880 bis 1914, in: Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 1913, S. 54. <sup>38</sup>Schweizerischer Gewerkschaftsbund, a.a.O., S. 118. <sup>39</sup>Die Preissteigerungen betrugen von 1900 bis 1913 im Durchschnitt 28%. Während des Krieges schnellte der Lebenskostenindex aber um ganze 104% hinauf (Basis 1914 = 100). Zahlen aus: E. Ackermann, a.a.O., S. 31, 44. <sup>40</sup>Schweizerischer Gewerkschaftsbund, a.a.O. Außerdem auch: Schweiz. Metallarbeiterverband, 61 Haushaltsrechnungen, 1910. <sup>41</sup>A. Chabert, Essai sur les mouvements des prix et des revenus en France de 1798 à 1820, Paris 1945.